Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 31 (1979)

Heft: 12

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gebnisse gewisse Zweifel angemeldet werden. Es scheint auch, dass in die Untersuchungsanlage und in die Fragestellung zu viele verschiedene Interessen einflossen (Programmmacher, SRG-Forschungsdienst, IZI). Dennoch, so darf abschliessend wohl geurteilt werden, dürften einzelne Ergebnisse dazu beitragen, bereits eingeschlagene Wege in der Programmarbeit für Kinder mit grösserer Bestimmtheit und Sicherheit abzuschreiten. Sepp Burri

FILMKRITIK

Behinderte Liebe

Schweiz 1979. Regie: Marlies Graf (Vorspannangaben siehe Kurzbesprechung 79/148)

I.
Nach einer kurzen Einführung beginnt der Film mit einer Tanzszene in einem Ferienhaus in Süderen (Emmental): Körperlich Behinderte – ohne Hände und Beine oder gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt – und Nichtbehinderte tanzen miteinander fröhlich im befreienden Rhythmus der Musik. Diese Szene hatte für mich etwas Aufgekratztes, Gezwungenes, ja Gespenstisches, und ich nahm sie neugierig, aber auch etwas reserviert und mit einem leisen, peinlichen Unbehagen zur Kenntnis. Der Film endet mit einer ähnlichen Tanzszene, nur diesmal in einer Beiz: Mitten unter dem tanzbeinschwingenden Volk bewegen sich wild und ausgelassen die gleichen Behinderten, von ihren nichtbehinderten Freunden getragen oder im Rollstuhl herumgeschoben. Jetzt habe ich bedauert, in meinem Kinosessel sitzen bleiben zu müssen und mich nicht unter die Tanzenden mischen und an dieser schönen Utopie teilhaben zu dürfen. Ich hoffte mit den Betroffenen, ich hoffte für mich, dass es möglich werde, die Schranken zwischen Behinderten und Nichtbehinderten, zwischen den Menschen überhaupt zu überwinden. Denn was mir der Film zwischen den beiden Tanzszenen klar gemacht hat, war dies: Behinderte haben die gleichen Gefühle und Bedürfnisse wie ich, sie haben keine eigene Kategorie Sexualität, sondern sie sehen sich wie alle Menschen nach mitmenschlichem Kontakt, nach Zärtlichkeit, Geborgenheit, Zuneigung und aktiver sexueller Beziehung. Die Probleme, die sich dabei ergeben, sind die Probleme von uns allen, nur sind die Behinderten durch ihre besondere Situation, die sie von der Hilfe sogenannter Gesunder abhängig macht, unvergleichlich viel härter betroffen.

II.
Über die Notwendigkeit der sozialen Eingliederung behinderter Menschen wird seit Jahren viel geredet und geschrieben. Aber wohlgemeinte Ansätze scheitern noch allzu oft an der Phantasielosigkeit und am mangelnden Einfühlungsvermögen zuständiger Einzelpersonen, Behörden und Institutionen, vor allem aber an der Interessenlosigkeit und Angst von uns allen. Nicht nur geistig, sondern auch körperlich Behinderte beunruhigen, stören die «Norm» und sollen daher in Heimen versorgt und «behandelt» werden. Aber der erwachsene körperbehinderte Mensch will nicht wie ein unmündiges Kind behandelt, sondern als eigenständige Persönlichkeit akzeptiert werden, der Nichtbehinderte auf gleicher Ebene begegnen können. Die Behinderung gehört zu seiner Gesamtpersönlichkeit, hat sie entscheidend geprägt und seine Entwicklung beeinflusst und haftet ihm in den Augen vieler Nichtbehinderter wie ein Makel, wie ein Stigma des Minderwertigen an. Ziemlich gedankenlos wird die körperliche Versehrtheit der Behinderten auch auf seine seelische, geistige und emotionale Persönlichkeit übertragen, die dadurch abgewertet und nicht mehr für voll ge-

nommen wird. Dazu kommt, dass körperlich Behinderte in einer Gesellschaft, die den Wert des Menschen an seiner Leistungs- und Erwerbsfähigkeit misst, einen doppelt schweren Stand haben, solange die Öffentlichkeit kaum andere Normen gelten lässt. Entsprechend erfolgt die Forderung der verbliebenen Leistungsfähigkeit behinderter Menschen fast ausschliesslich mit dem Ziel ihrer Eingliederung in das Arbeitsleben. Sie werden auf die einseitigen Wertmassstäbe einer Umwelt ausgerichtet, denen auch Nichtbehinderte oft nicht gerecht werden können.
Ehe der Behinderte überhaupt eine Chance der Selbstverwirklichung erhält, erlebt er in dieser Umgebung seine Hilflosigkeit als peinlich, und die Überforderung – Leistungsdruck, Erfolgsstreben, der Zwang, einem bestimmten, von den Medien mitgeprägten Bild des Mannes und der Frau ästhetisch und verhaltensmässig entsprechen zu müssen, usw. – verunmöglicht, ein natürliches, selbstverständliches und selbstbewusstes Verhalten zu entwickeln. Der Behinderte muss erkennen, dass er trotz aller Anstrengung nie ganz akzeptiert werden wird, und der Nichtbehinderte entwikkelt wegen seiner rational kaum begründbaren Ablehnung Schuldgefühle. Das ergibt keine Basis für eine selbstverständliche, vorurteilsfreie Begegnung zwischen Behinderten und Nichtbehinderten. Wenn der Nichtbehinderte gar noch Verständnis dafür aufbringen soll, dass auch Behinderte ein intaktes Gefühls- und Sexualleben haben, fühlt er sich seinerseits überfordert und führt moralische, ästhetische, praktische oder irgendwelche andere Gründe ins Feld, weshalb die Behinderten verzichten, vergessen, sublimieren sollen. Ihnen wird zu ihrer krankheitsbedingten Behinderung die noch weit stärkere Behinderung der menschlichen Isolation aufgebürdet. Mit welchem Recht eigentlich, fragt nicht zuletzt der zweistündige, ausserordentlich eindrückliche Dokumentarfilm «Behinderte Liebe».

III.
Marlies Grafs, unter Mitarbeit einer Gruppe Behinderter und Nichtbehinderter entstandener, Film ist das Resultat eines langen Prozesses. 1974 schloss sich aus Selbsthilfeorganisationen von Behinderten und Nichtbehinderten eine Drehbuchgruppe zusammen, um mit einem Film über ihr Behindertendasein betreffende Probleme an die Öffentlichkeit zu gelangen. Während zwei Jahren kam die Gruppe an Wochenenden und in Luzern zusammen und entschloss sich schliesslich zum Thema «Körperbehinderte – Beziehungen – Sexualität». Während eines zehntägigen Aufenthaltes in einem Ferienheim in Süderen entstanden 1977 Aufnahmen vom Zusammenleben der Gruppe und ihren Diskussionen, in die Porträts von vier Behinderten eingefügt wurden. Dadurch wurden diese Einzelporträts, in denen die Behinderten in ihrem (Heim-)Alltag und in ihrer jeweiligen ganz persönlichen Situation erfasst werden, immer wieder in grössere, von den Nichtbehinderten verantwortete Zusammenhänge gestellt. Sexualität bei Behinderten ist ein Thema, das bisher in der Öffentlichkeit totgeschwiegen und verdrängt wurde. «Sexualität beim Behinderten gibt es nicht, genau so wenig, wie es sie bei den Engeln gibt. Und kam dieses nicht Vorhandene doch mal irgendwo zum Vorschein, wurde es schnell zutode gedrückt oder mit schönen Worten von ‹anderen, höheren Werten› überdeckt. Behinderte wurden auf diesem Gebiet, und nicht nur auf diesem Gebiet, auch offen diskriminiert. (...) Darum ist es wichtig, dass wir nun mal darüber reden, immer wieder darüber reden und es auch hinausschreien, wenn niemand es hören will». (Ursula Eggli, eine der porträtierten Behinderten und Autorin des 1977 im Zytglogge Verlag, Bern, erschienenen Buches «Herz im Korsett – Tagebuch einer Behinderten»).

IV.
«Die Sexualität ist für mich eine Sprache zum Mitmenschen», sagt Christoph. Aber Christoph ist diese Sprache verwehrt, weil er an Muskelschwund leidet, einer fortschreitenden Krankheit, die die Betroffenen immer hilfloser macht und an der sie schliesslich sterben. Christoph wehrt sich gegen die ihm aufgezwungene Behindertenrolle – «eine erniedrigende Rolle, weil sie zu Passivität verurteilt» –, in der er nur

ein geschlechtsloses Wesen sein darf. Denn trotz der schweren körperlichen Behinderung hat auch er ein Bedürfnis nach Zuneigung, Zärtlichkeit und aktiver sexueller Beziehung. Christoph erfährt wegen seiner Behinderung in extremer Form die Schwierigkeiten menschlichen Zusammenlebens, und mit ihm seine Schwester Ursula sowie Therese und Jules. Diese vier Behinderten haben sich in «Behinderte Liebe», stellvertretend für viele Schicksalsgefährten, der äusserst heiklen Aufgabe gestellt, offen und ehrlich über ihre Kontaktbedürfnisse, ihre Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit und ihre sexuellen Bedürfnisse zu sprechen.

Therese, 1953 in Triengen geboren, ist trotz ihrer Behinderung – sie ist wegen eines Schwangerschaftsschadens ohne Hände und Beine – seit einem Jahr mit dem nichtbehinderten Wolfgang verheiratet. Sie lebte in einer Wohngemeinschaft und studierte an der Universität Freiburg. Sie hatte sich angewohnt, immer ein Sonnengesicht zu zeigen, fröhlich zu sein und zu lachen, weil sie die Erfahrung gemacht hatte, so besser akzeptiert zu werden. Aber immer mehr wurde ihr bewusst, dass sie keinen Selbst- und Eigenwert besass, dass niemand sie um ihrer selbst willen liebte. Die Beziehung zu Wolfgang, für viele «Gesunde» eine Provokation, hat ihr Selbstsicherheit auch als Frau gegeben. Sie sind sich bewusst, dass sie mit ihrer gemeinsam gelebten Beziehung, in der es um viel mehr als nur um Sexualität geht, viel in Frage stellen. Sie wollen, dass die Leute ihre Beziehung ernst nehmen, sich mit ihnen auseinandersetzen und das Frau-Sein von Therese als vollwertig akzeptieren.

Für den cerebralgelähmten Walliser *Jules,* der mit sechs Monaten noch eine Kinderlähmung hatte und nun im Wohn- und Arbeitsheim für körperlich Schwerbehinderte in Gwatt lebt, wäre der Traum, eine Frau und Kinder zu haben. «Dann hätte ich jemand, für den ich sorgen müsste, nicht nur für mich allein.» Aber mit 920 Franken IV-Rente und 240 Franken Monatsverdienst kann er keine Familie erhalten. Sein grösstes Problem bleibt das Alleinsein. «Ich bin einfach total abhängig von den Leu-

ten, weil die architektonischen Barrieren da sind, diese Treppen und so weiter. (...) Für mich? Das Wichtigste? Das ist schwer... Für mich wäre das Wichtigste, wenn man hier einen Weg finden würde, wenn wir alle zusammen reden könnten, oder miteinander reden und nicht gegeneinander oder einfach aneinander vorbeilaufen. Ich glaube, dann würde man viel erreichen in Sachen Uneinigkeit oder Neid, Eifersucht undsoweiter.»

Christoph stammt, wie seine ebenfalls an Muskelschwund leidende Schwester Ursula, aus einer Arbeiterfamilie. Seit acht Jahren wohnt er in der Cité radieuse, einem Heim für Cerebralgelähmte in Echingens (VD). Er ist künstlerisch tätig: In einer Reihe ausserordentlich dichter, aussagekräftiger Bilder hat er sein Suchen und Sehnen, seine Verdrängungen und Nöte dargestellt. Über eine holländische Organisation hat er eine ältere Frau kennengelernt, die ihm sogenannte «direkte Sexualhilfe» zukommen liess. Inzwischen hat er eine jüngere Freundin gefunden, mit der er sich von Zeit zu Zeit trifft. Er möchte mit ihr in einer Wohngemeinschaft zusammenleben, weil es für ihn unbefriedigend ist, sie ein- oder zweimal im Monat zu sehen und nachher wieder allein zu sein. Aber die Freundin hat Angst, man würde von ihr verlangen, dauernd für ihn da zu sein, was sie überfordern würde. «Ich möchte weiterhin diese Beziehung haben, auch wenn es andere Leute gibt, die sagen, es werde nicht lange halten. Ich für mich glaube schon.»

Christophs Schwester *Ursula* (34) lebt im Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnheim für körperlich Behinderte «Rossfeld». Ursula hat viel Initiative, ist unternehmungslustig, die Wohngemeinschaft «Schlössli» in Burgdorf war ihre Idee.

«Früher habe ich manchmal die Karrierefrau gespielt, also vielleicht mehr zum Spass, aber trotzdem, so im Verein bin ich gut gewesen, und ich habe immer das Gefühl gehabt, ich sei auch ziemlich stark. Ich bin das auch, aber dadurch, dass ich immer so viel machen musste und organisieren und auch stark sein, habe ich dann das Weinen verlernt. Das habe ich dann manchmal unheimlich vermisst, und jetzt lerne ich es so langsam wieder, halt einfach einmal zu weinen. Das finde ich wichtig, dass ich das wieder kann. (...)

Ich habe sehr viel mütterliche Gefühle in mir, ich möchte die auch ausleben, Zärtlichkeit, es muss auch nicht unbedingt zu einem Kind sein, das kann zu irgendjemand sein. Also wenn ich sage, man müsste mehr Zärtlichkeit haben, dann meine ich dies für alle Frauen, aber für eine behinderte Frau noch besonders, weil sie einfach weniger bekommt... weil man das Gefühl hat, man müsse dann nur geben, wahrscheinlich, und bekomme nichts... ich weiss auch nicht.

Und dann kommen sie dann immer mit der Besänftigung, es gebe ja auch noch andere Frauen in meinem Alter, die nicht verheiratet seien oder keinen Freund haben. Das ist mir klar, ich sage gar nicht unbedingt, dass ich verheiratet wäre, wenn ich nicht behindert wäre, ich bin ziemlich selbständig und habe meinen Beruf und habe das gern. Aber es kann doch, es ist doch einfach nicht die Regel, dass eine 33jährige Frau z. B. noch nie geschmust hat, ich weiss nicht. Es gehört doch einfach dazu, zu den Erfahrungen die man als Frau macht. Und dann frage ich mich dann ja wirklich, was denn eigentlich an mir ist, weil reden kann man ja gut mit mir, eine Freundin bin ich eine gute, ich bin auch nicht so wahnsinnig dumm, also was ist es dann, dass sich noch nie ein Mann in mich verliebt hat... Ich habe bis jetzt immer gesagt, es sei das Aussehen, und ich habe mich dann auch deswegen immer todhässlich gefunden. Aber in der letzten Zeit finde ich mich nicht mehr hässlich. Ich habe da richtig ein wenig Eigentherapie betrieben, habe mir gesagt: Du hast Sachen an dir, die gut sind, und das ist doch nicht die Hauptsache, dass du jetzt ein schönes Gesichtlein hast, oder keinen Knochen da, wo er nicht hingehört. Ich habe mich jetzt eigentlich ziemlich akzeptiert, soweit dies überhaupt möglich ist, glaube ich.

Bei mir müsste einfach ganz der Mann entgegenkommen, also, wenn ich jemand umarmen möchte, muss er doch zu mir kommen damit ich ihn umarmen kann, also er muss dann meinen Arm nehmen und um sich legen, und er muss das dann trotzdem als vollwertig annehmen, das ist dann die Schwierigkeit, und wenn ich zärtlich bin,

muss er das als etwas Vollwertiges annehmen und nicht als etwas Halbes. Und ich glaube, das braucht einen enormen Prozess um das umzulernen, und ich wüsste nicht gerade jemand, der das gerade einfach so kann.»
Ursula hat einen Freund, Paolo, dem es obliegt, eines der heikelsten Probleme, nämlich die sexuelle Beziehung zu einer behinderten Person, zu behandeln. Er zeigt, wie schwierig es ist, sich über Normen, auch aesthetische Normen, hinwegzusetzen. Intellektuell scheint das vielleicht einfach, aber umso schwieriger ist es konkret. «Und die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, das hat bei mir ein bestimmtes Schuldgefühl gegeben.» Ursula hat diese Erfahrung, als Frau zurückgewiesen zu werden, schon öfters erlebt. «Ich habe einfach von Anfang an gewusst, ich habe da, in diesem Spiel, überhaupt keine Chance, überhaupt keine... Und weil man ja dann als Schlimmstes empfindet, zurückgewiesen zu werden, schützt man sich ja schon vor dem, zurückgewiesen zu werden, und stellt schon gar nicht irgendwie Forderungen, oder schon nur Wünsche, hat schon gar keine Wünsche... aber irgendwie... ja ich weiss auch nicht. Also man drängt es so weit zurück, dass man sich selbst sagt: ja gut, ich brauche es ja gar nicht, ich kann auch leben ohne... und zutiefst doch weiss, dass man es bräuchte.»

V.
Marlies Graf und Werner Zuber (Kamera) ist es gelungen, das heikle Thema «Behinderte und Sexualität» taktvoll und doch präzis und klar darzustellen, ohne etwas zu beschönigen oder zu verschleiern. Der Film zeigt die körperliche Versehrtheit der Behinderten und zwingt den Zuschauer, sein sonstiges Abwehrverhalten, sein Wegsehen und Verdrängen zu überwinden und in den Behinderten die vollwertige Persönlichkeit, den Mitmenschen zu erkennen. Dabei wird keineswegs verschwiegen, welch ungeheuren Ansprüchen und Schwierigkeiten sich Behinderte und Nichtbehinderte stellen müssen, wenn die Schranken zwischen ihnen fallen sollen. Zugleich macht er deutlich, auf welche Weise Behinderte auf die Hilfe Nichtbehinderter angewiesen sind.
Der Film besitzt eine sorgfältig erarbeitete Struktur, die den Entwicklungsprozess der Gruppe sowie die Entstehung des Films für den Zuschauer nachvollziehbar macht. Der Zuschauer nimmt teil an der gemeinsamen Arbeit und Erfahrung, wird in den Entwicklungsprozess miteinbezogen. Es war eine Teamarbeit im besten Sinne, eine Art Selbsterfahrung für alle Beteiligten, die im vorliegenden Resultat als beeindruckendes Engagement füreinander spürbar wird. Indem die Behinderten im Team vollwertig akzeptiert waren, erlebt sie auch der Zuschauer als vollwertige Persönlichkeiten, die ein Recht auf Selbstverwirklichung, unter Mithilfe und Rücksichtnahme der Nichtbehinderten, haben. Zudem besteht eine der wesentlichsten Leistungen dieses Films, der die Linie von Werken wie Walter Martis/Reni Mertens «Ursula oder das unwerte Leben» und Roman Hollensteins «Freut euch des Lebens» weiterführt, darin, dass er in der Konfrontation mit den Schwierigkeiten der Behinderten dem nichtbehinderten Zuschauer die eigenen Kontaktschwierigkeiten, die eigene Unfähigkeit zu lieben sichtbar macht. (Die Zitate stammen dem Text zum Film, erhältlich bei Marlies Graf, Asylstr. 92, 8032 Zürich.) Franz Ulrich

---

Wiedergeburt des Festivals von Venedig

epd. Cannes erhält wieder einen, voraussichtlich ernstzunehmenden, Konkurrenten: Die vor fast zehn Jahren unter dem Einfluss politischer Proteste eingestellte *Film-Biennale von Venedig* soll in diesem Jahr zum erstenmal wieder stattfinden. Sie soll, wie es heisst, unter der Leitung des Regisseurs Carlo Lizzani «die Erfordernisse von Markt und Kultur miteinander verbinden». Die Filmfestspiele von Venedig sind die ältesten der Welt.

KURZBESPRECHUNGEN

39. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» 20. Juni 1979

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Ai no borai / L'empire de la passion (Im Reich der Leidenschaft) 79/162

Regie: Nagisa Oshima; Buch: N. Oshima nach einer Erzählung von Itoko Nakamura; Kamera: Yoshio Miyajima: Musik: Toru Takemitsu; Darsteller: Kazuko Yoshiyuki, Tatsuay Fuji, Takahiro Tamura, Takuzo Kawatani, Akiko Koyama u.a.; Produktion: Japan/Frankreich 1978, Argos Films/Oshima Prod., 108 Min.; Verleih: Citel, Genf.

Ein alternder Rikschamann wird von seiner jüngeren Frau und ihrem Liebhaber umgebracht. Anstelle der Erfüllung ihrer Leidenschaft wird das Paar von Gerüchten und Erscheinungen des Toten heimgesucht, bis sie für ihr Verbrechen büssen müssen. Die ausserordentlich eindrucksvoll photographierte Dreiecksgeschichte steht ganz in der Tradition des klassischen japanischen Films, wobei der Einbruch des Irrationalen in die Wirklichkeit – stellenweise etwas künstlich und oberflächlich wirkend – sich stimmig mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Natur verbindet. →12/79

E★

Im Reich der Leidenschaft

De Mayerling à Sarajevo 79/163

Regie: Max Ophüls; Buch: Curt Alexander, Carl Zuckmayer und Marcelle Maurette; Kamera: Curt Courant, Otto Heller; Musik: Oscar Strauss; Darsteller: Edwige Feuillère, John Lodge, Aimé Clariond, Jean Worms, Gabrielle Dorziat u.a.; Produktion: Frankreich 1940, B.U.P.-Française, 89 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.

Aus dem Leben des Franz Ferdinand von Österreich, nach historischen Fakten frei erzählt von da an, wo er als Neffe des Kaisers Thronfolger wird, bis zu seiner Ermordung in Sarajevo. Die absolute – die ideale Liebe –, um die es bei Ophüls meist geht, wird für Franz Ferdinand und die Gräfin Chotek von der Weltpolitik überschattet und beeinträchtigt. Transzendiert werden die Schwierigkeiten auch hier erst durch den Tod der Liebenden. Stilistisch weniger ausgereift und formal weniger brillant als andere Filme von Max Ophüls.

E

Hardcore (Ein Vater sieht rot) 79/164)

Regie und Buch: Paul Schrader; Kamera: Michael Chapman; Musik: Jack Nitzsche; Darsteller: George C. Scott, Peter Boyle, Season Hubley, Dick Sargent, Leonard Gaines, David Nichols u.a.; Produktion: USA 1978, Columbia, 107 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Ein Unternehmer aus dem amerikanischen Osten sucht in Kalifornien seine entlaufene Tochter. Die Spur führt ins Milieu des Sex- und Pornogeschäfts und zwingt den strenggläubigen Calvinisten, sich mit dieser ihn anwidernden Welt einzulassen. In der Konfrontation werden die Überzeugungen des Mannes in Frage gestellt und Zusammenhänge zwischen seiner Herkunft und der Flucht seiner Tochter angedeutet. Der Film geht diesen Themen aber zu wenig nach, gestaltet die Suchaktion ins Reisserische und bleibt damit stellenweise im Bereich oberflächlicher Action-Dramatik. →13/79

E

Ein Vater sieht rot

TV/RADIO-TIP

Samstag, 23. Juni

10.15 Uhr, DRS 2 (Stereo)

Reise in eine verhangene Landschaft voller Katastrophen

Als eine «Reise in Vergangenheit und Gegenwart der bürgerlichen Institution Ehe» will Guntram Vesper sein Hörspiel (Regie: Robert Bichler) verstanden wissen. Die Konstruktion seiner «Landschaft voller Katastrophen» entspricht diesem Vorsatz: Geschildert werden die täglichen und ausserordentlichen Konflikte dreier Ehepaare. Es handelt sich um die Erfahrungen des Autors in seiner eigenen Ehe, den Fall des evangelischen Pfarrers Rouille aus dem Jahre 1850 und die Erlebnisse eines fiktiven zeitgenössischen Ehepaares, dessen Lebens- und Familienerwartung ziemlich genau den romantischen, aber verlogenen Vorstellungen bürgerlicher Ehe-Betulichkeit von heute entspricht. Indem die Schicksale der drei Familien ineinander verwoben werden, wird die Gültigkeit historischer Erfahrungen für die Situation von heute belegt.

20.15 Uhr, ZDF

The Slender Thread (Stimme am Telephon)

Spielfilm von Sydney Pollack (USA 1965), mit Sidney Poitier, Anne Bancroft, Steven Hill. – Das spannend und mit gefühlsmässigem Engagement aufgezeichnete Schicksal einer Selbstmordkandidatin, die ein junger Student durch sein energisches Eingreifen und menschlichen Zuspruch vor dem Freitod rettet, ist Thema von Pollacks erster Spielfilminszenierung, die vor zwölf Jahren als publikumswirksame Mischung aus psychologischer Studie und – in Rückblenden enthülltem – Ehekonfliktstoff entstand. Die beiden «Oscar»-Preisträger Sidney Poitier und Anne Bancroft tragen das Geschehen dieses durch szenische Dichte und starke schauspielerische Leistungen gekennzeichneten Films.

Sonntag, 24. Juni

17.45 Uhr, ARD

Pension mit 55?

«Am liebsten morgen» lautet die Antwort vieler 30- bis 40jähriger auf die Frage: «Wann möchten Sie in den Ruhestand treten?» Der Stress im Berufsalltag, Statuskämpfe im Betrieb, Belastungen, die Nerven und Gesundheit angreifen, lassen viele von den Tagen träumen, in denen man tun und lassen kann, was man will. Berufsgruppenvertreter und Gewerkschaftler fordern: Setzt die flexible Altersgrenze auf das 60., für besonders belastete Berufe auf das 55. Lebensjahr herab, damit Arbeitsplätze für Jüngere frei werden. In diesem Filmbericht gehen Dieter Menninger und Gottfried Gülicher den Wunschvorstellungen und Forderungen nach.

20.55 Uhr, TV DRS

Die Legende von Paul und Paula

Spielfilm von Heiner Carow (DDR 1973), mit Angelica Domröse, Winfried Glatzeder, Heidemarie Wenzel. – Für den Anspruch auf das Glück ihrer Liebe kämpfen zwei junge Menschen zäh und einfallsreich gegen individuelle Schwierigkeiten, gesellschaftliche Normen und Anpassungsideologien. Ein erfrischend unterhaltsamer und offener Film aus der DDR, der Traum und Wirklichkeit, Poesie und banale Alltagsrealität mischt und mit Spass, Ironie und Ernst künstlerisch entfaltet. Distanziert und kritisch wird der gesellschaftliche Hintergrund geschildert, wobei für den westlichen Betrachter klar wird, dass es auch in einer «klassenlosen» Gesellschaft Klassen gibt. Das hervorragende Spiel der Hauptdarsteller und die poetischen und grotesken Übersteigerungen machen den Film zu einem bemerkenswerten Erlebnis.

21.15 Uhr, ZDF

The Great Dictator
(Der grosse Diktator)

Spielfilm von Charles Chaplin (USA 1940), mit Charles Chaplin, Paulette Goddard, Jack Oakie. – In der Doppelrolle eines Diktators und eines Barbiers im jüdischen Ghetto gestaltete Charlie Chaplin in dieser 1938–40 entstandenen Grotesk-Satire eine hintergründige Hitler-Parodie, die in einen flammend-pathetischen Aufruf für Freiheit und Menschlichkeit mündet. Als Meisterwerk der politischen Persiflage, zu dem das genauere Wissen um Naziverbrechen und Judenverfolgung heute eine gewisse Distanz schaffen mag, immer noch empfehlenswert.

In einem Jahr mit 13 Monden 79/165

Regie, Buch, Kamera, Ausstattung, Schnitt: Rainer Werner Fassbinder, unter Mitarbeit von Isolde Barth, Walter Bockmayer, Milan Bor, Jo Braun, Juliane Lorenz, Werner Lüring, Wolfgang Mund, Peer Raben u.a.; Darsteller: Volker Spengler, Ingrid Caven, Gottfried John, Elisabeth Trissenaar, Eva Mattes u.a.; Produktion: BRD 1979, 129 Min.; Verleih: Rialto, Zürich.
Die letzten fünf Tage im Leben Elvira-Erwin Weisshaupts, eines Transsexuellen, zeigen nicht mehr viel Lebendiges – eine total kaputte Existenz in einer total kaputten Grossstadtwelt. Verstossen, getreten, der Lächerlichkeit preisgegeben, treibt sie dem schliesslich fast beiläufigen Tod entgegen, äusserlich gesehen einem Selbstmord oder Freitod: Von freiem Selbst aber ist nichts mehr vorhanden. Dem Chaos der Geschichte entspricht die sich immer wieder einem Zugriff entziehende Gestaltung des Films: So subjektiv wie Fassbinder sich äussert, so subjektiv verschieden dürfte die Wirkung dieses Films ausfallen. →12/79
E★

Ein komischer Heiliger 79/166

Regie und Buch: Klaus Lemke; Kamera: Rüdiger Meichsner, Erik Reichardt, Wolf Bachmann; Musik: Lothar Meid; Darsteller: Cleo Kretschmer, Wolfgang Vierek, Luitpold Roever, Horatius Häberle, Peter Emmer, Pietro Giardini u.a.; Produktion: BRD 1978, Albatros / Popular-Film, 83 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Ein «Erleuchteter» vom Lande und eine Bardame, die sich in den «komischen Heiligen» verliebt, ziehen missionierend durch München. Weitgehend improvisierte Komödie, die ein liebevolles Bild der Subkultur vermittelt. Kein Meisterwerk, aber ein belebender Farbtupfer im Kino-Angebot. Die Unbeholfenheit der Laiendarsteller vermittelt einen besonderen Reiz des Ursprünglichen. – Ab etwa 14 möglich.

J

The Lady in the Lake (Die Dame im See) 79/167

Regie: Robert Montgomery; Buch: Steve Fisher nach dem gleichnamigen Roman von Raymond Chandler; Kamera: Paul C. Vogel; Musik: David Shell; Darsteller: Robert Montgomery, Audrey Totter, Lloyd Nolan, Tom Tully, Leon Ames, Jayne Meadows, u.a.; Produktion: USA 1947, MGM, etwa 90 Min.; zur Zeit nicht im Verleih.
Die Verfilmung von Chandlers Roman ist ein Unikum in der Filmgeschichte. Sie ist das einzige bekannte Beispiel für einen fast ausschliesslich mit «subjektiver» Kamera gedrehten Film. Die Kamera ersetzt darin die Hauptfigur, Philipp Marlowe: Das Geschehen soll, wie in der Vorlage, in der Ich-Form erzählt werden. Zwar ist der Versuch nicht ganz gelungen; die Frage nach den Ursachen dieses Misslingens führt aber nicht nur auf Fehler der Filmmacher, sondern vor allem auch auf prinzipielle Unterschiede zwischen Film und Literatur, zwischen Sehen mit und ohne Kamera und auf Probleme filmischer Identifikation. – Aus filmtheoretischen Gründen ab etwa 14 sehenswert. →13/79
J★ Die Dame im See

Die Macht der Männer ist die Geduld der Frauen 79/168

Regie und Buch: Cristina Perincioli; Kamera: Katia Forbert-Petersen; Musik: Flying Lesbians; Darsteller: Elisabeth Walinski, Eberhard Feik, Dora Kürten, Christa Gehrmann u.a.; Produktion: BRD 1978, Sphinx-Film im Auftrag des ZDF, 16 mm, 76 Min.; zur Zeit noch nicht im Verleih.

Am Schicksal einer Marktfrau, die jahrelang von ihrem Mann seelisch und körperlich misshandelt wird, bis sie mit ihrem Sohn in einem Frauenhaus ein neues Leben in Freiheit beginnen kann, wird das Problem der durch Gewalt gequälten Ehefrauen angesprochen. Realistisch und eindrucksvoll, wenn auch etwas zu oberflächlich dargestellt, ist der Film der Schweizerin Cristina Perincioli auch als Diskussionsgrundlage gut geeignet. →3 und 13/79

E★

Montag, 25. Juni

21.15 Uhr, TV DRS

Zeitspiegel:
«Die Erde ist unsere Mutter...»

«Die Erde ist unsere Mutter, und seine Mutter bringt man nicht um.» Dieses indianische Sprichwort drückt die Naturverbundenheit und die Beziehung der amerikanischen Urbevölkerung zu ihrer Umwelt aus. Es bezeichnet auch den Standpunkt eines Grossteils der Indianer in einem Konflikt, der schon seit mehr als dreihundert Jahren andauert und zu einem der schwärzesten Kapitel in der Menschheitsgeschichte geführt hat: die Eroberung und Kolonialisierung des nordamerikanischen Kontinents durch die Europäer und damit die Verfolgung und Unterdrückung der indianischen Völkerschaften, die noch immer um ihren Fortbestand kämpfen. Zwei amerikanische Filme präsentiert Martin Dörfler in dieser Sendung.

23.00 Uhr, ARD

En och en (Eins und eins)

Spielfilm von Erland Josephson, Sven Nykvist und Ingrid Thulin (Schweden 1977), mit Erland Josephson und Ingrid Thulin. – So sehr «Eins und eins» vom Thema her an die Filme Ingmar Bergmans erinnert, unterscheidet er sich doch in Stil und Tendenz beträchtlich von ihnen. Ein Mann und eine Frau mittleren Alters aus dem oberen Mittelstand versuchen, ein Paar zu werden, schaffen es aber nicht, obwohl sie sich mögen. Wie bei Bergman spielen dabei traumatische Kindheitserinnerungen eine wesentliche Rolle, aber anders als Bergman lässt dieser Film von Anfang an ironische Zweifel an der weitverbreiteten Überzeugung durchschimmern, dass das Leben zu zweit stets die vor allen anderen Existenzweisen zu erstrebende Daseinsform sei. Eine facettenreiche Studie über die Zweierbeziehung – von den beiden Hauptdarstellern grossartig gespielt.

Mittwoch, 27. Juni

22.10 Uhr, ZDF

Der Traum des Dr. Sun Yat-sen

Die Geburt der chinesischen Republik. Ein Film von Oskar Weggel und Horst Günter Koch. – Dr. Sun Yat-sen, am 12. November 1866 als Sohn einer Bauernfamilie in der Provinz Kwantung geboren, wird am Neujahrstag 1912 zum vorläufigen Präsidenten der Republik ernannt, die kaiserliche Dynastie ist gestürzt. Er könnte beginnen, seine Ideen vom nationalen Wiederaufbau Chinas und der Befreiung des Volkes und der grossen Landreform – das Land soll dem Pflüger übereignet werden – zu verwirklichen. Aber seine Stimme der Vernunft reicht nicht aus, um dies alles durchzusetzen. Militärs übernehmen die Macht. Namen wie Yüan Shih-k'ai, Chiangkaishek, Mao Tse-tung bestimmen zusammen mit dem Krieg gegen Japan das weitere Geschehen in China. 1925 stirbt Sun in Peking an Krebs. Dennoch: seine Ideen und seine Initiative haben die Geschichte in China nachhaltiger verändert als alle Kriege vorher.

Donnerstag, 28. Juni

10.00 Uhr, DRS 2

«Wie wird Beton zu Gras»
von Otto F. Walter

In der Rubrik «Wir lesen vor» gibt Otto F. Walter aus seinem noch unveröffentlichten Roman «Wie wird Beton zu Gras» einige Kostproben zum Besten. Walters neueste Arbeit wird im September im Rowohlt-Verlag erscheinen. Esther, eine sehr junge Frau, fast Kind noch, und ihre beiden Brüder Koni und Nik stehen im Zentrum der Geschichte. Sie beginnt mit der Teilnahme Esthers an der Demonstration gegen das Atomkraftwerk Gösgen im Sommer 1977. Sie endet mit einer Aktion, einer ungeheuerlichen, ausgeführt von Esther auf der Suche nach «einer Sprache aus Zeichen, die alle verstehen».

22.30 Uhr, TV DRS

Klaus Mann –
Zeitgenosse zwischen den Fronten

Ein Porträt von Martin Gregor-Dellin. – Das Porträt Klaus Manns ist kein Nachruf, soll kein distanziert-historisierendes Bild vermitteln oder den Rang des Journalisten und Schriftstellers erhöhen, den ihm die Kritik mit dem Erscheinen der Werkausgabe zugesprochen hat. Es versteht vielmehr den Begriff «Zeitgenosse» wörtlich, denn die Konflikte, die Klaus Manns Leben bestimmten – politische, gesellschaftliche, persönliche –, haben von ihrer Aktualität bis heute nichts eingebüsst. Professor Golo Mann und Freunde wie die Schriftsteller Hermann Kesten, Peter de Mendelssohn, Herbert Schlü-

Madame de... 79/169

Regie: Max Ophüls; Buch: Marcel Achard, M. Ophüls und Annette Wademant, nach dem gleichnamigen Roman von Louise de Vilmorin; Kamera: Christian Matras; Musik: Georges von Parys, Oscar Strauss; Darsteller: Danielle Darrieux, Charles Boyer, Vittorio De Sica, Jean Debucourt, Lia de Léa u. a.; Produktion: Frankreich/Italien 1953, Franco-London/Indus-Rizzoli, 102 Min.; zur Zeit nicht im Verleih (Filmarchiv, Lausanne).

Ein Paar wertvoller Ohrringe beschreibt einen Weg: Das veräusserte Hochzeitsgeschenk kommt als Gabe des Geliebten wieder in Madams Hände, was schliesslich ein Duell provoziert. Auch hier transzendiert die absolute Liebe im Tod der Liebenden die Schwierigkeiten weltlicher Formalitäten, Gepflogenheiten – und Unzulänglichkeiten. Form und Stil, die Ophüls hier brillant einsetzt, machen aus dem (scheinbaren) Melodrama des Fin-de-siècle ein differenziertes Kunstwerk.

E*

The Medusa Touch (Der Schrecken der Medusa) 79/170

Regie: Jack Gold; Buch: John Briley und J. Gold nach dem Roman von Peter Van Greenway; Kamera: Arthur Ibbetson; Musik: Michael J. Lewis; Darsteller: Richard Burton, Lino Ventura, Lee Remick, Harry Andrews, Michael Byrne u. a.; Produktion: Grossbritannien 1977, ITC, 110 Min.; Verleih: Distributeur de Films, Genf.

Richard Burton spielt den Schriftsteller mit dem «Katastrophengehirn», das selbst nach dem Tode nicht zur Ruhe kommen kann. Seine destruktiven Fähigkeiten setzt er zuerst in privaten, dann in zunehmend politischeren Bereichen ein. Diese Anspielungen auf Aktualitäten, das originelle Drehbuch im allgemeinen, der leise Humor und die kritische Zurückhaltung bei den Action-Szenen lassen die brave Fernsehdramaturgie und die langweilige Kameraarbeit in den Hintergrund treten. Der Film liegt über dem sonstigen Telekinese-mit-Katastrophen-Durchschnitt.

E

Der Schrecken der Medusa

La sorella di Bruce Lee 79/171

(Die sieben Geheimnisse des goldenen Drachen)

Regie: Chen Hong Ming; Buch: Lei Chi Ming; Darsteller: Chen Lee, Kou Shiaw Chang, Ghuamg Guam, Tsun Yu Yen, Tom Keena, Janet Wood, Wei Hong u. a.; Produktion: Hong Kong 1975, Fortuna, 85 Min.; Verleih: Rialto, Zürich.

Ein Karatefilm mit einer Frau als Heldin: Ihr Mann ist von den Japanern als Geisel erschossen worden; sie wird, weil sie sich für eine andere Frau wehrt, verhaftet, kann sich aber mit Hilfe der Frauen aus dem Dorf befreien und führt die Dorfbewohner mit der Unterstützung eines Soldaten der Befreiungsarmee in einem letzten Kampf zum Sieg. Abstossende Folge von rührseligen Szenen und grausamen Karateschlägereien, die nicht einmal das Schauvergnügen irgendwie zu befriedigen vermögen.

E

Die sieben Geheimnisse des goldenen Drachen

Spree (Tödliches Wochenende / Ein Sieg, der aus der Hölle kam) 79/172

Regie und Buch: Larry Spiegel; Musik: Garry William Friedman; Darsteller: Peter Graves, Ray Milland, Vincent van Patten, Pedro Armendariz Jr., Susan Pratt O'Hanlon u. a.; Produktion: USA/Mexiko 1977, Conacite/Spiegel-Berman, 90 Min.; Verleih: Monopol Films, Zürich.

Drei junge Pärchen verunfallen bei einem Ausflug in die Wüste und stossen ausgerechnet auf eine Gruppe von Waffenschmugglern. Deren finstere Mienen verheissen nichts Gutes, aber nach Messerstechereien, Vergewaltigungen und Prügeleien können sich die Jugendlichen schliesslich befreien. Sehr mieser und ordinärer Streifen, der auch Liebhabern des Genres nichts bietet.

E

Tödliches Wochenende / Ein Sieg, der aus der Hölle kam

ter und die Schauspielerin Erika von Thellmann sowie weitere Familienangehörige berichten; Zitate aus seinen Schriften und Dokumente belegen seinen Lebensweg bis zu seinem Freitod.

Freitag, 29. Juni

21.20 Uhr, TV DRS

Die Macht der Männer ist die Geduld der Frauen

Spielfilm von Cristina Perincioli (BRD 1978), mit Elisabeth Walinski, Eberhard Feik, Dora Kürten. – Am Schicksal einer Marktfrau, die jahrelang von ihrem Mann seelisch und körperlich misshandelt wird, bis sie mit ihrem Sohn in einem Frauenhaus ein neues Leben in Freiheit beginnen kann, wird das Problem der durch Gewalt gequälten Ehefrauen angesprochen. Der dokumentarische Spielfilm der in Berlin lebenden Schweizerin Cristina Perincioli ist absichtlich einseitig, polemisch und vorbehaltlos für die Frauen Partei ergreifend. Er soll provozieren und zu Diskussionen Anlass geben. Vor allem ist er ein Aufruf an die betroffenen Frauen, ihre passiv-duldende Haltung aufzugeben, sich zu solidarisieren und ihr Leben selbst zu bestimmen. Das Drehbuch entstand in Zusammenarbeit mit Frauen, die ihre Erfahrungen im Film selbst darstellen. Nur der Ehemann wird durch einen Berufsschauspieler verkörpert. Die Handlung beruht auf Tatsachen und erhält dadurch einen authentischen Hintergrund. Cristina Perincioli realisierte ihren Film konsequent mit Frauen und liess mit Ausnahme von Ton und Beleuchtung alle wichtigen Funktionen des Films von Frauen ausüben.

23.05 Uhr, ZDF

Arsenic and Old Lace
(Arsen und Spitzenhäubchen)

Spielfilm von Frank Capra (USA 1941), mit Cary Grant, Peter Lorre. – In dieser 1941 von Frank Capra nach einem Bühnenstück gedrehten, aus firmenpolitischen Gründen jedoch erst 1944 herausgebrachten Persiflage auf Grusel- und Kriminalfilme gerät ein Theaterkritiker in Schwierigkeiten, weil seine beiden reizenden alten Tantchen aus lauter Gutmütigkeit alleinstehende Herren von ihrer Einsamkeit erlösen und ins Jenseits befördern. Dank zahlreicher, filmisch wirkungsvoller Gags und der Überdrehtheit des absurden Geschehens sind die makabren Mords-Spässe eine der besten Kriminalkomödien, die es gibt. Jede Szene ist voll ironischer Anspielungen auf «Erfolgsfilme» der Traumfabrik: auf Gruselgeschichten und Kriminalreisser, auf psychologisch gemeinte Machwerke und solche voll falsch verstandener Nächstenliebe.

Samstag, 30. Juni

20.15 Uhr, ARD

Cincinatti Kid

Spielfilm von Norman Jewison (USA 1965), mit Steve McQueen, Edward G. Robinson, Ann-Margaret. – Cincinatti Kid ist das unumstrittene As unter den Stud-Poker-Spielern von New Orleans. Als eines Tages der Altmeister dieses Spiels die Stadt besucht, kennt der ehrgeizige Cincinatti Kid nur noch einen Gedanken: Er will den Champion entthronen. Ungewöhnlich spannende Charakterstudie eines Pokerspielers vor dem Hintergrund einer ausgezeichneten Milieuschilderung. Die schauspielerischen Leistungen und die ausdrucksvolle Farbphotographie heben den Film über den Durchschnitt hinaus.

Sonntag, 1. Juli

08.00 Uhr, DRS 2

Farbige Schweizer Kinder

Durch Adoptionen werden mehr und mehr farbige Kinder von fernen Ländern in die Schweiz verpflanzt. In eine Umgebung, die ihnen völlig fremd ist. Hier fallen sie auf, werden bestaunt und mit Schleckereien beschenkt, weil die Kinder so süss sind. In der Sendung von Anne-Marie Hottinger erzählen einige dieser Kinder, wie sie von ihren weissen Kollegen, zum Beispiel den Klassenkameraden, aufgenommen werden, was sie über ihre neue Heimat denken, und ob sie sich hier überhaupt heimisch fühlen.

20.15 Uhr, TV DRS

Ikarus

Spielfilm von Heiner Carow (DDR 1975), mit Peter Welz, Karin Gregorek, Peter Aust. – Heiner Carow («Die Legende von Paul und Paula») inszenierte mit seinem Film «Ikarus» die Alltagsgeschichte des neunjährigen Mathias aus Ost-Berlin, der das wehrlose Opfer einer zerstörten Ehe ist. Das ist zuallererst ein Film für Kinder ab zwölf, doch auch Erwachsene sollten ihn sehen:

Stingray 79/173

Regie und Buch: Richard Taylor; Kamera: Frank Miller; Musik: Murray McLeod; Darsteller: Christopher Mitchum, Sherry Jackson, William Watson, Les Lannom, Bert Hinchman u.a.; Produktion: USA 1978, Richard Taylor, 96 Min.; Verleih: Spiegel-Film, Zürich.
Mit dem Occasionskauf eines Corvette beginnt für zwei Jugendliche eine blutige Verfolgungsjagd, denn zufällig haben vorher Drogenhändler Rauschgift und Dollars in dem Wagen versteckt: übers Land und durch St. Louis nichts als quietschende Reifen und Dum-Dum-Donner. Obwohl sich «Stingray» vollständig auf die vorgegebenen Handlungsmuster ähnlicher Filme stützt (am allertäppischsten ist wieder mal die Polizei), ist dieser Film eher ein besseres Beispiel des Genres, weil Alltagsszenen, die nur am Rande von der Verfolgungsjagd betroffen sind, recht geschickt in die Handlung einbezogen werden.

E

Summer Night Fever 79/174

Regie und Buch: Siggi Goetz; Kamera: Heinz Hölscher; Musik: Gerhard Heinz; Darsteller: Stéphane Hillel, Olivia Pascal, Klaus Obalski, Betty Vergès, Edwige Pierre, Bea Fiedler u.a.; Produktion: BRD 1978, Lisa, 103 Min.; Verleih: Domino, Wädenswil.

Zwei Jungen und ein Mädchen im Alter zwischen 17 und 20 Jahren erleben auf ihrer Urlaubsreise nach Ibiza allerhand sexuelle Abenteuer. Ärgerliche Klamotte, die auf der Welle anderer Erfolge («Saturday Night Fever») mitzuschwimmen versucht und in der lächerlichen, mit erfolgreichen Disco-Hits unterlegten Handlung sexuelle Freizügigkeit als Emanzipation und modernes Lebensgefühl verkaufen will.

Super Vixens 79/175

Regie, Buch und Kamera: Russ Meyer; Musik: William Loose; Darsteller: Shari Eubank, Charles Napier, Charles Pitt, Uschi Digard u.a.; Produktion: USA 1975, Russ Meyer, 105 Min.; Verleih: Elite, Zürich.

Ein junger Mann flüchtet trotz Unschuld, als seine Freundin von einem sadistischen Polizisten ermordet wird. Auf seinem Weg sieht er sich stets den Anforderungen sexhungriger Frauen und den Brutalitäten sadistischer Männer ausgesetzt. Russ Meyers Film ist eigenwillige Gratwanderung durch die Plattheiten von Sexstreifen und Primitiv-Krimis, deren Mittel eine Parodie auf einschlägige Erwartungshaltungen sein sollen. Die ständigen Geschmacksentgleisungen machen den Film einem breiteren Publikum allerdings kaum geniessbar.

E

The Wolfer (Die Rache des Wolfsjägers) 79/176

Regie: Angelo Burri; Buch: A. und Sonja Burri; Kamera: Peter Germann, Theo Fischer, A. Burri, S. Burri, John R. Schnurrenberger: Musik: A. Burri, Herbie Hofmann, «The Apaches»; Darsteller: Angelo Burri, Esther Cueni, Joseph Nellen, Peter Baumgartner, Noldi Küchler, Toni Küchler u.a.; Produktion: Schweiz 1979, Working Cowboy, 105 Min.; Verleih: Peter Hummel, 6010 Kriens.
Der «Wolfer», ein typischer Einsiedler-Westerner, heiratet zu Beginn die Tochter eines Indianerhäuptlings. Das Glück ist von kurzer Dauer, denn zwei vorbeiziehende Cowboys vergewaltigen und töten seine Frau. «Wolfer» bringt die beiden Cowboys zur Strecke, muss aber dafür auch sein Leben lassen. Amüsant wirkt der Film an einigen wenigen Stellen sowie durch das Engagement der Teilnehmer (alles Laien), das zu diesem ersten Schweizer Western geführt hat. Filmisch gesehen wirkt er aber unbeholfen und manchmal gar langfädig. →12/79

J

Die Rache des Wolfsjägers

Mit der sehr realistischen Schilderung nicht nur des DDR-Alltags, sondern auch der Verletzungen und Einengungen, denen Kinder in unseren Grossstädten ausgesetzt sind, sollte er in Ost und West Anlass geben, über die allgemeine Achtlosigkeit gegenüber Kinderträumen nachzudenken.

Montag, 2. Juli

23.00 Uhr, ARD

Lost Horizon
(In Fesseln von Shangri-La)

Spielfilm von Frank Capra (USA 1937), mit Ronald Colman, John Howard, Jane Wyatt. – Nach James Hiltons gleichnamigem Roman verfilmte phantastische Geschichte des uralten Menscheitstraums von Frieden und Zufriedenheit in einem märchenhaften Gebirgstal im Inneren Tibets, wohin 1935 ein englischer Diplomat entführt wird, um Nachfolger des Oberhaupts der dort lebenden, geheimnisvollen Gesellschaft zu werden. Mit diesem Filmklassiker beginnt die ARD eine siebenteilige Reihe mit Werken Frank Capras, der zu den grossen künstlerischen Talenten Hollywoods zählt, die den Übergang vom Stummfilm zum Tonfilm nicht nur unbeschadet überstanden, sondern innovatorisch bereicherten. «Lost Horizon» illustriert die Abstraktion der Capraschen Idee von der notwendigen Harmonie der Menschen jenseits von Klassenschranken in einer märchenhaften Vision, die alles das als Basis darstellt, was ihm sonst als Kontrapunkt zur unzulänglichen Wirklichkeit diente.

Dienstag, 3. Juli

22.00 Uhr, ZDF

Wśrodku lata
(In der Mitte des Sommers, in Masuren)

Spielfilm von Feliks Falk (Polen 1975), mit Andrzej Chrzanowski, Teresa Budzisz-Krźyżanowska, Marek Walczewskí. – Zum ersten Mal in ihrer mehrjährigen Ehe können Elisabeth und Adam gemeinsam in Urlaub fahren; Bekannte haben ihnen ein Häuschen mitten in den Wäldern Masurens überlassen. Besonders Elisabeth erhofft von diesem Aufenthalt in herrlicher Natur die Auffrischung ihrer ehelichen Beziehungen und die Erfüllung ihres Wunsches nach einem Kind, das sie sich bisher nicht «leisten» konnten. Aber Adam, der nur seiner wissenschaftlichen Karriere wegen lebt, will auch weiter nichts von einem Kinde wissen. Elisabeth lernt einen Fremden kennen, vor dem sie sich fürchtet, weil in der Gegend ein Mörder gesucht wird, und der sie gleichzeitig fasziniert, sodass sie sich mit ihm einlässt.

Donnerstag, 5. Juli

22.05 Uhr, ZDF

Alyam - Alyam (Die Tage)

Spielfilm von Ahmed El Maanouni (Marokko 1978). – Abdelwahad, ein Bauernsohn aus Oulad Ziane, einem Dorf nahe bei Casablanca, träumt von einem reichen, besseren Leben in der Stadt. Er versucht, sich von seiner Familie und deren Tradition zu lösen. Seine Mutter, möchte ihn jedoch hindern, das Dorf zu verlassen, da er nach dem Tode seines Vaters Haupt der Familie geworden ist. Aber nichts kann Abdelwahad bewegen, seine Meinung zu ändern. «Alyam-Alyam», eine teils fiktive, teils dokumentarische Erzählung, die den tiefen Wandel in der heutigen marokkanischen Bauernfamilie zeigt, ist Maanounis erster Spielfilm. Er erhielt auf der 27. Internationalen Filmwoche in Mannheim den Grossen Preis der Stadt Mannheim, den Prix de la première œuvre in Karthago, den Prix UNICEF und noch viele weitere internationale Preise.

Freitag, 6. Juli

23.20 Uhr, ZDF

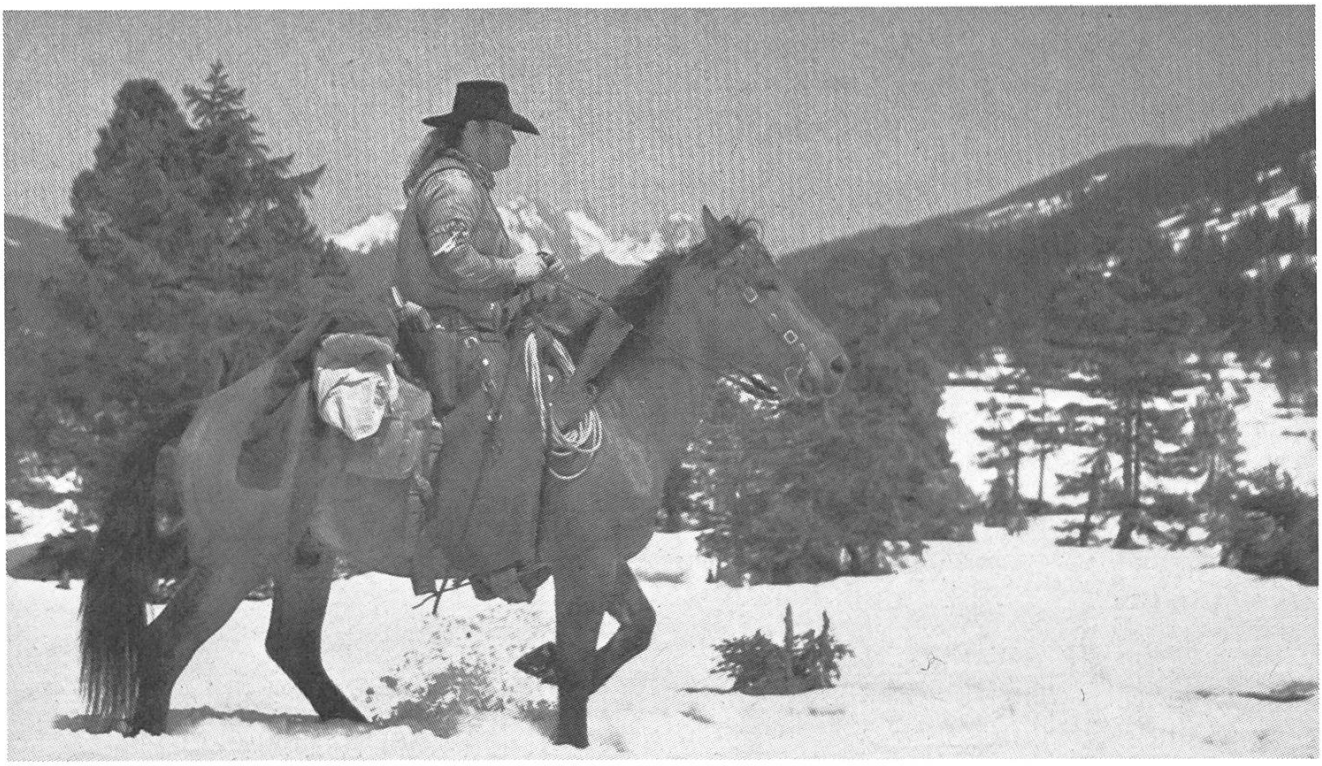
Au-delà de la peur
(Jenseits der Angst)

Spielfilm von Yannick Andrei (Frankreich/Italien 1974), mit Michel Bouquet, Marilù Tolo, Michel Constantin. – Andrei folgt mit seinem Film der bewährten Tradition des französischen Kriminalfilms. Er führte nicht nur Regie, er schrieb auch das Buch zum Film. Sein Thriller greift auf das stets aktuelle Thema Kidnapping zurück, wobei neben das dramatische Duell zwischen einem abgebrühten Gangster und einem biederen Geschäftsmann die Auseinandersetzung mit der Polizei um die Verhältnismässigkeit der Mittel tritt.

The Wolfer

Schweiz 1979. Regie: Angelo Burri (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/176)

Dass der Western zu einem der erfolgreichsten Genre der Filmgeschichte herangewachsen ist, dürfte keine Neuigkeit sein. Solange es das Medium Film gegeben hat, sind immer und immer wieder die angeblichen Abenteuer der harten und duldsamen Besiedler des amerikanischen Kontinents ausgekostet worden. Der Hauptgrund für den zeitlich unbegrenzten Erfolg dieser Filme dürfte wohl in der Lust des Menschen nach Abenteuer liegen. Jeder von uns – wegen der durch gesellschaftliche Normen eingeengten Lebensweise – möchte doch so frei und stark sein (körperlich wie auch geistig) wie jene zu Mythen gewordenen Gestalten, die es in Wirklichkeit höchst spärlich gegeben hat. Lediglich unsere Phantasie, unsere Träume haben aus den wenigen Ausnahmen der Legendenfiguren die Alltagsgeschichte des Wilden Westens gemacht, der halt eben doch nicht so wild – oder zumindest nicht in dieser Art wild – gewesen war. Das an und für sich wäre noch keineswegs ein Grund, sich über diese Erscheinung aufzuregen, denn – sind wir ehrlich – Träume müssen sein. Luftschlösser sind zur geheimen Verehrung da, zur Aufmunterung – oder wenn man will – Betörung des Geistes. Lästig wird es dann, wenn die Verfälschung zu Mythen auf der Verwendung von gemeinen Verleumdungen aufbaut. Im Konkreten trifft das im Western auf die Darstellung der Indianer zu. Mit erbärmlich wenigen Ausnahmen wird der Ureinwohner als schmutzig, gefühllos, brutal und niederträchtig hingestellt. Durch solche Verleumdungen wird der menschlichen Verständigung und der Einsicht zu friedlichem Nebeneinandersein verschiedener Kulturkreise nur geschadet.
Kürzlich feierte in Luzern der erste schweizerische Western seine Premiere. Gespannt durfte man auf dieses Werk des 40jährigen Angelo Burri sein, hat er sich doch seit seiner Kindheit stark mit der Welt des Wilden Westen beschäftigt und versucht, nicht nur die Legenden und Träumereien von unbegrenzter Freiheit wachzuhalten, sondern auch geschichtlich belegbare Tatsachen hervorzuheben. Freiheit war sicher vorhanden, doch nicht eine sorglose und unbeschwerte, wie sie oft in den Filmen gezeigt wird. Die Bewohner, Indianer wie auch Siedler, haben versucht, unter harten Naturgegebenheiten ein Existenzminimum aufzubauen. Wer war da der Böse? Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse kann jedenfalls nicht so einfach gezogen werden. Verhältnismässig still ist es zudem auch noch gewesen, im guten Wilden Westen. Kämpfe waren jedenfalls weit seltener als in den Filmen. Die Kämpfer ihrerseits waren weit schlechtere Schützen; zudem mag man bedenken, dass mit den einfachen Waffen jener Zeit die oft vorgeführten akrobatischen Schiesskünste wohl unmöglich gewesen sein müssen. Aber wie sehr wäre man im innersten Herzen gern ein solcher vielbestaunter Held.
Angelo Burri hat zusammen mit Freunden und Verwandten in jahrelanger Arbeit versucht, die Wahrheit über den Wilden Westen filmisch aufzuzeigen: das eher langweilig-monotone Leben, die Einfachheit. Schon die Ausgangsgeschichte ist aber – wie in Western üblich – eher etwas bewegt und heldenträchtig: «Wolfer», der Wolfsjäger, trifft bei einem seiner Besuche im Camp eines Indianerstammes auf ein schönes Mädchen namens Mountain Flower, das er kurzentschlossen heiratet. Zusammen beziehen sie eine verlassene Hütte. Das Glück ist von kurzer Dauer, denn während Mountain Flower allein zuhause bleibt, wird sie von zwei herumlungernden Cowboys vergewaltigt und nachher umgebracht. «Wolfer» kann diese Tat nicht ungestraft lassen und verfolgt die beiden Mörder seiner Frau quer durch die Berge von Montana – oder eben durch die Schweizer Alpen. Angelo Burri alias «The Wolfer» entpuppt sich hier als ein Antiheld, hat er doch mit recht vielen Tücken des dortigen Lebens zu kämpfen: Er erkältet sich oder verliert sein Pferd und im Moment, wo er den beiden Cowboys auf den Fersen ist, fällt er wegen eines Reitfehlers vom Pferd. All das sind Dinge, die einem wirklichen Manne der (Film-)Prärie niemals passieren würden. Zu guter letzt trifft er die beiden an einer Postkutschenstation und bringt sie zur Strecke. Doch auch er muss sterben, weil die beiden Cowboys angeblich eine



Goldmine gefunden haben und sie dem Saloonbesitzer verkaufen wollten. Der Saloonbesitzer erschiesst den «Wolfer», hat dieser doch sein Goldgeschäft vereitelt. Die Goldmine hat es in Wirklichkeit gar nicht gegeben.
Beim Verlassen des Kinos überkommt einem ein zwiespältiges Gefühl. Einerseits spürt man aus einigen gut geratenen Details, aus kleinen Witzen und satirischen Details den sicher grossen Einsatz der ganzen Laienmannschaft, deren Enthusiasmus und Freude am Erstellen eines Filmes. Andererseits aber gibt es viele Ungereimtheiten, nicht zuletzt auch filmisch schwerwiegende Missgriffe. Von der Dramaturgie her gesehen, fehlen die für einen Film notwendige Rhythmik des Handlungsablaufes sowie eine charakteristische und geordnete Filmsprache. Das Ganze wirkt oft wie eine Zusammensetzung einzelner Episoden aus verschiedenen Filmen, deren Verbindung nicht recht zu gelingen scheint. Da gibt es auch einige Ungereimtheiten der logischen Abfolge der Geschichte, die zwar zugegebenermassen nicht schwer ins Gewicht fallen. Schon auffälliger wirkt das gleichmässige Vorhandensein von einerseits echtem, naturalistischem Ernst wie auch andererseits von einer gewissen überschauenden Distanz, die sich vornehmlich in kleinen Augenzwinkern und Belächelungen der Hauptfigur manifestiert – nur weiss man nie so recht, was nun wie zu verstehen ist. Irgendwie fehlt die Gliederung in Betontes und Nebensächliches.
Wohl am stärksten stört die Sprache: Der Film wollte authentisch sein, es wird ein Western-Englisch gesprochen, aber ein sehr ächzendes, voll von schweizerischem Akzent. Zwar haben die Siedler keineswegs ein gutes, akzentfreies Englisch gesprochen, doch haben sicher nicht alle – vor allem nicht die Indianer – einen schweizerischen Akzent gehabt. Mit anderen Worten: Akzent ja, aber dann sollten unbedingt verschiedene Akzente vorhanden sein.
Gesamthaft gesehen ist der Film leider nicht so geworden, wie ihn seine Schöpfer wohl geplant haben. Leider muss man sagen, denn sicher könnte ein Schweizer Western seine lobenswerten Eigenschaften haben. Bezüglich der Sprache bin ich mir bewusst, dass der Schweizer Akzent mit den vorhanden gewesenen Mitteln nicht zu vermeiden gewesen ist. Hätte man aber nicht die Personen – abgesehen von den Indianern natürlich – Schweizerdeutsch reden lassen können; Schweizer Auswanderer hat es ja auch etliche gegeben. Dann wäre vielleicht ein noch mehr den falschen Mythen entgegengesetzter Western entstanden, ein wirklicher Schweizer Western mit Schweizer Pionieren.

Robert Richter

Anschi und Michael

BRD 1976, Regie: Rüdiger Nüchtern (Vorspannangaben siehe Kurzbesprechung 79/147)

Der Film «Anschi und Michael» könnte als Bestandesaufnahme eines Liebespaares bezeichnet werden. Genau beobachtet und ohne Hinzufügen irgendwelcher Änderungen, die eventuell dramaturgisch gesehen durchaus passend wären, folgen wir den verschiedenen Etappen dieser Beziehung, vom Tag der Begegnung über Stationen mit vielseitig nuancierten Problemen bis hin zur endlichen Versöhnung. Anschi ist Gymnasiastin und arbeitet während den Ferien in einem Betrieb der Metallindustrie. Dort lernt sie den Dreherlehrling Michael dadurch kennen, dass sie jeweils die von ihm vorfabrizierten Metallteile weiterverarbeitet; Michael bringt ihr regelmässig eine Kiste mit Teilen zu ihrem Arbeitsplatz. Anfänglich reagiert Anschi auf Michaels Annäherungsversuche eher zurückhaltend; am Abend findet sie sich dennoch an dem von ihm vorgeschlagenen Treffpunkt ein. Gemeinsam besuchen sie einen Elvis-Presley-Film, und wie schon so oft dürfte ein Kinobesuch ein guter Anfang für eine Freundschaft sein. Bald folgen die problemvollen Etappen des gemeinsamen Weges. Filmisch gesehen finden wir keinen geradlinigen Handlungsablauf mit sauberen und nahtlosen Übergängen, sondern vielmehr die möglichst direkte und nüchtern-faktische Darstellung, gar Analyse, dieser Beziehung und ihrer Bedrohungen von Seiten der Umwelt. Gezeigt werden Bilder von einzelnen Episoden, wobei interessant ist, dass jedes Geschehen, jede Eigenheit des Lebens und der Umwelt, des einen immer ein Gegenstück beim Partner findet.
Ein Grossteil der bald einmal auftretenden Unstimmigkeiten dürfte auf den Druck der Umwelt auf die beiden jungen Menschen zurückzuführen sein. Was beim einen die Schule ist, findet sein Spiegelbild im Arbeitsplatz des anderen. An beiden Orten regiert der Leistungsdruck, die Ordnung, sowie eine beinahe sterile Disziplin. In Michaels Betrieb gilt die Devise, nur wer hart arbeitet und so einen guten Lehrabschluss erbringen kann, findet nachher im gleichen Betrieb auch eine Arbeitsstelle, was gleichbedeutend mit einer Existenzgrundlage ist. Auch anderswo auf Michaels Arbeitssuche – er bewirbt sich nach Bekanntgabe, dass er wegen Krisensituation nicht mehr in seinem alten Betrieb arbeiten könne, als Techniker beim Militär, das für seine angeblich krisensicheren Jobs wirbt – wird strikte nur auf absolute Höchstleistung geachtet. Den Preis, den man bezahlt, den unerbittlichen Überlebenskampf, dem man dadurch unterworfen wird, interessiert nicht. Im Gymnasium von Anschi das Ebenbild: In Französisch ist Anschi mehr als nur schlecht, wohl nicht zuletzt auch wegen der begründeten Abneigung gegenüber der Lehrerin, die durch ihr stures Verhalten nur die ohnehin Guten fördert, die Schlechteren aber höchstens dazu animiert, noch weniger zu arbeiten. Erschreckend gleichnishaft für das ganze bevorstehende Leben etwa die Szene der Probenverteilung. Schön der Note nach, von gut bis schlecht geordnet, werden die Arbeiten einzeln und in aller Öffentlichkeit zurückgegeben. Hinzu tritt der herablassende Kommentar: «Und das Niveau sinkt drastisch...» Dass dieses effektive Aburteilen der Schüler – ähnlich einer Gerichtsverhandlung – weiter nichts als schadet, wird besonders frappierend, wo durch den Vergleich mit Michaels Arbeitsplatz klar wird, dass wohl unser ganzes Leben von einem solchen Kampf um Bestleistung und gegen Erniedrigungen geprägt sein wird.
Aber auch im scheinbar freien Privatleben von Anschi und Michael verbirgt sich durch den Druck vom sozialen Gefüge der jeweiligen Gesellschaftsschicht her viel Gebundenheit. Es wird erwartet, dass die diversen Normen des Auftretens, der Sprache, gar der Gestaltung der Freizeit eingehalten werden. Nicht weiter verwunderlich, dass dies weder Anschi noch Michael richtig bewusst wird, sind sie doch schon von klein an zum Einhalten dieses Normengebildes angehalten worden. Unstimmigkeit ist so nur noch die logische Folge und darf nicht weiter erstaunen. Gegenübergestellt werden in dieser Weise die Freundeskreise von Anschi und Michael. Auf Michaels

Seite haben sich die Jugendlichen schon mit der herrschenden Leistungsgesellschaft abgefunden. Ab und zu ist wohl noch ein Fluch zu vernehmen, aber die eingetretene Uniformität des Lebens fällt schon gar nicht mehr gross ins Gewicht. Man hat dies oder jenes zu tun oder zu unterlassen, *man*!... und wenn nicht, ist man der Dumme oder wie Michael es ausdrückt: «Wenn ich bei den andern nicht mitmache, dann bin ich bloss ein Arsch.» Dieses Mitmachen von gesellschaftsspezifischen Normen führt dann zu Auseinandersetzungen: Auf dem Rummelplatz treffen Anschi und Michael auf Michaels Arbeitskollegen, und sofort muss Michael sich so aufführen, wie es sich unter solchen Leuten «geziemt»; hartes Auftreten und rauhe Sprache sind die äusserlich wichtigsten Anzeichen. Dazu gehört auch eine Fahrt mit dem Rummelauto, etwas, das überhaupt nicht in Anschis Welt passt. Auf Michaels Entschuldigungen antwortet sie einerseits für Michael anspornend, seine Lebensweise zu überdenken, andererseits aber auch untolerant oder verständnisarm: «Musst' halt wissen, was Dir wichtiger ist, was Du eigentlich willst!» Die Frage bleibt, ob Michael überhaupt weiss oder gar wissen kann und darf, was er gerne möchte. Gerade bei ihm zeigt es sich nämlich deutlich, dass seine Umwelt ihm mit der Zeit ihre Normen unbewusst als seine Wünsche aufdrängt, so dass er seine wirklichen Wünsche nahezu vergisst.

An einem anderen Abend lädt Anschi Michael mit auf eine Gymnasiastenparty ein. Ähnlich wie Anschi sich auf dem Rummelplatz fühlte, so ergeht es jetzt Michael. Mit der Meinung der Gymnasiasten, er werde an seinem Arbeitsplatz doch nur ausgenützt und auf das Leistungssystem eingetrimmt, er habe gemeinsam mit seinen Kollegen um einen gerechteren Arbeitsplatz zu kämpfen, kann sich Michael nicht identifizieren. Beim Thema gewerkschaftliche Solidarität entfernt er sich unbemerkt. Er hat das herrschende System bereits – vielleicht resignierend – akzeptiert.

Beiderseits verschärfen sich die Probleme: Michael muss sich um eine Stelle nach seiner baldigen Entlassung umsehen, und Anschi muss sich schwer anstrengen, um

beim nächsten Zeugnistermin nicht aus der Klasse zu fliegen. Sie teilt Michael mit, dass sie für ihn vorläufig keine Zeit mehr habe. Nicht nur die Bedrängung durch äussere Verhältnisse dürfte aber ausschlaggebend sein, sondern ebenso das gegenseitige Missverständnis und Misstrauen; das eigene Überleben wiegt stärker als der Wille, sich auf einen Partner einzufühlen und Toleranz zu gewähren. Nach den ärgsten Schwierigkeiten sucht Anschi erneut den Kontakt zu Michael. Dieser hat sich aber inzwischen wieder intensiver mit seinen Kollegen beschäftigt und misstraut Anschi sehr. Auf das Versöhnungsgeschenk von Anschi antwortet er enttäuscht: «Normalerweise will man etwas von einem, wenn man einem was gibt, man kriegt nichts geschenkt. Man kommt nur weiter, wenn man an sich selber denkt. Und je mehr andere, dass Du aufs Kreuz legst, desto mehr Chancen hat man selber. Das Leben ist so; ich möchte ja gern, dass es anders ist.» Anschis Verlegenheitsantwort vermag dennoch Michael umzustimmen: «Ich glaub', das liegt an einem selber, wie das Leben ist.» Und damit schliesst der Film.
Das sehr optimistische Ende, beinahe eine Art Provokation, ein Ansporn für den Zuschauer, dürfte vor allem dadurch verständlich werden, dass der Film eigentlich für das deutsche Jugendfernsehen geplant worden ist. Dadurch bleibt für den Jugendlichen trotz den vielen Probleme dennoch die Möglichkeit des guten Endes. Gleichwohl muss daran festgehalten werden, das der Schlussatz, das Leben hänge davon ab, wie man es selber gestalte, eine zu einfache Antwort auf all die aufgeworfenen Probleme darstellt. Gewiss, man muss sein Leben in die eigenen Hände nehmen und es formen, aber lediglich mit dem Willen, alles zum Guten wenden zu wollen, kommt einer kaum durch. Fragen wird sich der jugendliche Zuschauer, wie nun Anschi und Michael ihre Umweltprobleme (Arbeitsplatz, Schule, Gesellschaftsschichten) zu lösen gedenken. Was geschehen ist – die überaus einfache Versöhnung, die alle anderen Übel in den Schatten stellt –, gleicht wohl eher einem Märchen, als der sonst so präzise genau dargestellten Wirklichkeit. Vielleicht aber sollte dieses Ende eben die Wirkung einer Auflehnung gegen eine derart einfache Lösung von Problemen zur Folge haben. Wenn dies in Diskussionsrunden wirklich geschieht, dann bringt ein solches – man möchte sagen – falsches Ende das Ziel der Reflektion gar noch näher. Die Frage bleibt aber, ob dieser Effekt wirklich zustande kommt.
Abgesehen von diesem unbedingt zur Diskussion zu stellenden Ende bringt der Film aber viele direkt und fein beobachtete Erkenntnisse und Zusammenhänge an den Tag. Durch den Spielfilmcharakter und das gleichzeitige Bemühen um Authentizität wird der Zuschauer betont ungezwungen und unmittelbar zum Geschehen und zur Konfrontation mit dieser Welt, die der eigenen gleichzustellen ist, geführt. Eine besondere Eigenschaft tritt hinzu: Die verschiedenen Aussagen des Autors werden nicht, wie oft in einschlägigen Dokumentarfilmen mittels Erklärungen und Kommentaren weitergegeben, sondern direkt in den Handlungen ausgespielt. Sicher steckt auch hier viel Konstruiertes hinter der so leicht wirkenden Handlungsfolge – man denke nur an die immer wiederkehrende Gegenüberstellung der beiden Welten von Anschi und Michael, die so für den Zuschauer verblüffend ähnlich werden –, doch durch die forcierte Direktheit und den inszenatorischen Schwung bleibt die Auf-

---

Moskauer Filmfestival

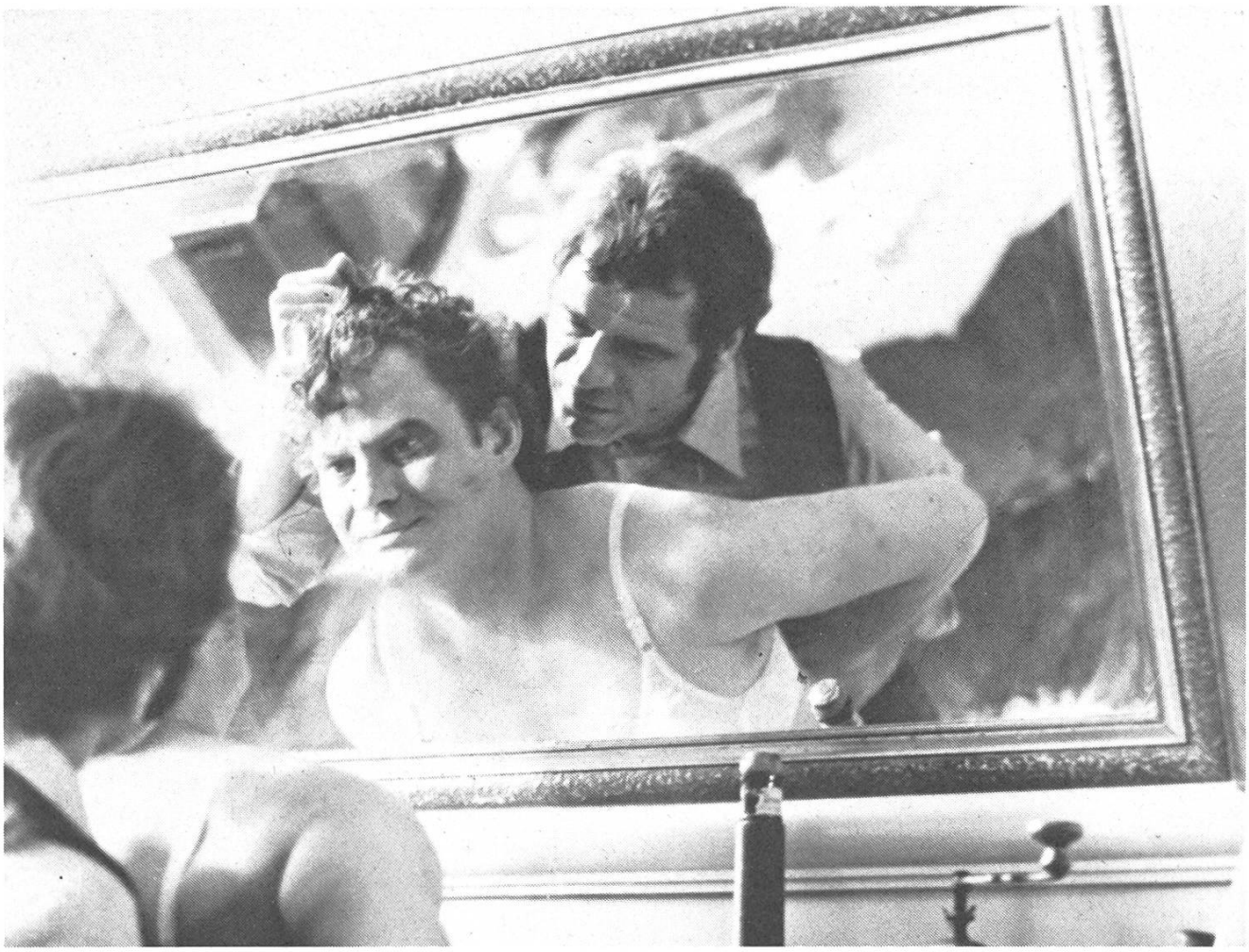
epd. Einen wesentlichen Bestandteil des 11. Internationalen Moskauer Filmfestivals (14. bis 28. August 1979) wird, wie der Vorsitzende des Komitees für Filmwesen der UdSSR, Filipp Jermasch, bei einer Pressekonferenz bekanntgab, eine Retrospektive auf die Geschichte der «multinationalen sowjetischen Kinematographie» bilden. Der sowjetische Film wird in diesem Jahr 60 Jahre alt. Zum Moskauer Festival wurden 129 Länder und eine Reihe von internationalen Organisationen eingeladen. Am Wettbewerb nehmen wie in den Vorjahren abendfüllende Spiel- sowie Kurz- und Kinderfilme teil.

merksamkeit und damit die Auseinandersetzung des Zuschauers mit dem Gezeigten über die ganzen zwei Stunden der Projektion hinweg voll erhalten. Gerade diese Tatsache, dass der doch recht lange Film kaum Längen hat und damit keine Langeweile beim Zuschauer bewirkt, spricht für ihn. Besonders ergiebig dürfte dieser Film zusammen mit einer nachfolgenden Diskussion werden; ich denke dabei an eine Schulvorstellung. Vergleiche hierzu das «Arbeitsblatt Kurzfilm» zu diesem Film von Ueli Spring im ZOOM-FB 15/78. Robert Richter

In einem Jahr mit 13 Monden

BRD 1979. Regie: Rainer Werner Fassbinder (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/165)

«Jedes 7. Jahr ist ein Jahr des Mondes. Besonders Menschen, deren Dasein hauptsächlich von ihren Gefühlen bestimmt ist, haben in diesen Mondjahren verstärkt unter Depressionen zu leiden, was gleichermassen, nur weniger ausgeprägt, auch für Jahre mit 13 Neumonden gilt. Und wenn ein Mondjahr gleichzeitig ein Jahr mit 13 Neumonden ist, kommt es oft zu persönlichen Katasprophen ... eines davon ist das Jahr 1978...» Mit diesem Prolog leitet Fassbinder seinen bisher vielleicht am meisten irritierenden Film ein. Es ist sicher nach der etwas exhibitionistischen Episode, die er für «Deutschland im Herbst» geliefert hat, sein persönlichster: Erstmals hat sich Fassbinder neben der Regie auch ganz um Buch, Kamera, Ausstattung, Schnitt und Ton gekümmert.
Schon die Einleitung lässt keinen Zweifel offen: Die letzten fünf Tage der Elvira Weisshaupt, eines Transsexuellen, von denen der Film erzählt, enden gnadenlos im Tod. Aber nicht das Ende ist gnadenlos, nicht der Tod ist die Katastrophe, vielmehr das Enden, wenn nicht Ver-enden dieser Figur. Fassbinder versucht anhand der letzten Begegnungen Elviras «herauszufinden, ob die Entscheidung dieses einen Menschen, dem letzten dieser Tage keinen weiteren folgen zu lassen, abzulehnen, zu verstehen wenigstens oder vielleicht gar akzeptierbar ist.»
Nicht zufällig spielt die Passion der Hauptfigur in Frankfurt, das auch bei andern deutschen Filmemachern eine Stadt ist, «die Biographien wie die geschilderte fast herausfordert, zumindest aber nicht als besonders ungewöhnlich erscheinen lässt.» Frankfurt, 24. Juli 1978, frühmorgens. Fassbinder setzt ein mit beunruhigend düsteren Bildern. Am Mainufer belauern, nähern, berühren sich zwei schattenhafte Gestalten. Elvira, die eine, vormals Erwin Weisshaupt, der sich zur Frau umoperieren liess, weil er damit die Liebe eines Mannes zu erlangen glaubte, wird deswegen brutal zurückgestossen. Andere tauchen auf. Elvira, halb entkleidet, wird verprügelt, versucht auf allen vieren zu fliehen. Ein Bild von einer Erbärmlichkeit sondergleichen, musikalisch begleitet von denselben Mahler-Klängen, die Viscontis «Tod in Venedig» einleiten.
Zurück in ihrer Wohnung, findet sie keine Zuflucht. Christoph, «ihr» Freund ist nach Wochen zurückgekommen, nur um endgültig zu packen. Elvira ist für ihn bloss noch ein überflüssiges, wertloses «Stück Fleisch». An der Wand ein Kalender aus dem Jahr 1974, dem Jahr des thematisch verwandten Fassbinder Films «Faustrecht der Freiheit» – kaum ein Hinweis auf gute alte Zeiten.
Die rote Zora, eine Hure, nimmt sich ihrer an. Elvira erzählt ihr von früher, als sie noch als Erwin eine Metzgerlehre gemacht, geheiratet, eine Tochter bekommen hat – alles zu krassen Nah- und Grossaufnahmen von an einem Bein aufgehängten Kühen, denen der Hals aufgeschlitzt wird, um das Blut ausfliessen zu lassen und denen die Haut über die Ohren gezogen wird. Von Elvira und der Zora bleibt im Bild wenig übrig: Die Schlächter und die Geschlachteten beherrschen das Blickfeld.
Im realeren Umfeld der Wohnung Elviras geht es indessen nicht weniger beunruhigend weiter: Fast scheint es, als wolle Elvira schon jetzt Schluss machen: Regungs-



los, mit einer Schlinge um den Hals liegt sie da. Die Platte mit Kinderweihnachtsliedern hat einen Sprung, endlos «rieselt leise der Schnee», als Irene, die Frau Elviras, auftaucht. Ihre anfängliche, wohltuende Freundlichkeit wechselt rasch in Angst über. Elvira hat einer Zeitschrift ein Interview gegeben, in dem sie alte Geschichten über den Mann erzählt hat, dessen Liebe sie mit ihrer Operation zu gewinnen glaubte: Anton Saitz, jetzt ein mächtig grosses Tier in der Frankfurter Finanzwelt. Elvira will ihn um Entschuldigung bitten, damit er sich nicht etwa an Frau und Tochter rächt.
Die nächste Station ihrer Passion ist aber zunächst ein Spielsalon, voller irritierender Spiegelungen, voller aggressiver Spielautomaten: wieder Tod, Kampf, Isolation, Schein. Nochmals wird sie von der roten Zora, die wie eine Aufziehpuppe durch den Film trippelt, herausgeholt und zu einem mystischen Psychoanalytiker, der «Seelenfrieda», geführt, der in mystisch-surrealem Dekor eine Geschichte erzählt, die vielleicht am deutlichsten den thematischen Kern des ganzen Films erschliesst: In einem Traum hat dieser einen Friedhof gesehen mit Grabsteinen, auf denen nicht die physische Lebensdauer eingemeisselt war, sondern die Zeit, während der jemand einen Freund gehabt hat: Leben, ohne geliebt zu werden, zählt nicht, ist Unleben, Tod. Elviras Grabstein wird einmal leer bleiben. Sie wird nicht existiert haben.
Noch wehrt sich Elvira dagegen. Sie forscht im Waisenheim, wo sie, als Erwin, von Schwestern grossgezogen worden ist, nach ihrer Kindheit – ohne Hoffnung, die wenigen Chancen damals wurden widriger Umstände wegen vertan. Die Schwester, die erzählt, hat statt dem Gebetbuch Schopenhauer in der Hand. (Im Lexikon finde ich zu Schopenhauer den Satz: «Eine dauernde Erlösung vom Daseinsdrang ist allein durch 'Umkehr' des Willens, durch Selbstabtötung, Selbstopfer möglich.»)
Bleibt noch die Begegnung mit Saitz, der seine Residenz im 16. Stock eines protzigen Bürohauses, weit über der Betonstadt, hat. Elvira dringt erst nach langen Irrwe-

gen zu ihm durch. Das Haus erweist sich als gespenstisch, tot – ein kafkaesker Irrgarten. Die Räume stehen leer, höchstens tauchen Figuren auf, irrational wie in Träumen. Einer erhängt sich so beiläufig, wie wenn er etwas Alltägliches machen würde, sinniert noch kurz zuvor wieder in Schopenhauerscher Art über den Lebenswilligen, der gerade deshalb den Tod wählt, weil ihm die Umstände im «Leben» sein Leben verunmöglichen, weil ihm die Bedingungen in dieser Gesellschaft nicht passen. Saitz, der Grosse, Mächtige, schliesslich entpuppt sich als lächerlicher Kindskopf im Tenniskostüm, umgeben von Leibwächtern, die mit ihm Tanzszenen aus alten Jerry-Lewis-Filmen imitieren müssen. Da ist schon gar nichts mehr zu holen.
Elvira rafft sich zum letzten Überlebensversuch auf. Wieder in Männerkleidern und geschnittenen Haaren trifft sie auf «ihre» Familie, Irene und Marie-Ann – aber ihre Anfrage, ob ein Wiederzusammenleben noch möglich wäre, kommt «zu spät».
Die letzten fünf Tage im Leben Elvira/Erwin Weisshaupts, zeigen nicht mehr viel Lebendiges – eine total kaputte Existenz in einer total kaputten Grossstadtwelt. Fassbinder setzt diese Geschichte in Bild und Ton um, dass der Film beim ersten Ansehen als Zumutung erscheint, ein Chaos, das sich in einer kaum fassbaren Gestaltung spiegelt. Mit ständigen literarischen, musikalischen und visuellen Zitaten überfordert er den Zuschauer zunächst, ebenso mit subtilem, aber auch krassem Einsetzen von Dekor, Requisiten, Farben und Tönen. Dazu dürften Details aus seinem privatesten Bereich eine wichtige Rolle spielen, unentzifferbar für jemanden, der ihn nicht persönlich kennt (wieweit spielt z. B. der Selbstmord seines Freundes, anfangs 1978, hinein, von dem ich irgendwo gelesen habe?). Im Überblick gesehen fügen sich verschiedenartigste Einzelheiten aber doch zu einem mit der Reflexion sich verdichtenden Bild einer Existenz in einer gesellschaftlichen Situation zusammen, die trotz aller anfänglichen Fremdheit allzu deutlich als die unsere erkennbar wird. Fassbinder führt den Zuschauer, wenn es ihm nicht im ersten Moment einfach «ablöscht», an Grenzfragen, die, auch wenn man sie – gottseidank – nicht so beantworten muss wie Elvira, doch zutiefst bewegen und beunruhigen. Der «Tod in Frankfurt» ist ästhetisch weniger gebändigt und gerade dadurch vielleicht bedrohlicher, provokativer als Thomas Manns/Luchino Viscontis «Tod in Venedig». Niklaus Loretz

Ai no borai (Im Reich der Leidenschaft)

Japan/Frankreich 1978. Regie: Nagisa Oshima (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/162)
1896, in einem japanischen Dorf: Gisaburo, ein wegen seines harten Berufs vorzeitig gealterter Rikschamann, der abends müde heimkommt und nur noch Lust auf einige Schlucke Reiswein hat, ist mit der hübschen Seki verheiratet, an der die Jahre spurlos vorübergegangen zu sein scheinen. Sie haben eine halbwüchsige Tochter und einen kleinen Sohn. Eines Tages warnt Gisaburo seine Frau scherzhaft vor den Besuchen des aus dem Militärdienst entlassenen Toyoii, der vom Alter her ihr Sohn sein könnte. Diese Warnung weckt erst recht Sekis Neugier und Eitelkeit, sie beginnt die bisher harmlosen Begegnungen ernster zu nehmen und erliegt alsbald den schmeichelhaften und immer leidenschaftlicher werdenden Anträgen des jungen Mannes. Sie verfallen beide einer unbändigen Leidenschaft, die alle Hemmungen und Bedenken hinwegfegt. Den ihrer Leidenschaft im Wege stehenden Gisaburo schaffen sie beiseite, indem sie ihn zuerst betrunken machen, dann erwürgen und in einen tiefen, verlassenen Brunnen im Wald versenken. Seki macht die Dorfbewohner glauben, ihr Mann habe in Tokio Arbeit gefunden.
Das Paar kann jedoch das erhoffte Glück nicht geniessen, weil Ehebruch und Mord sich immer stärker zwischen die beiden schieben. Sie müssen bei ihren seltenen Begegnungen immer vorsichtiger werden, um dem Gerede über sie, das ständig vernehmlicher wird, keine Nahrung zu verschaffen. Trotzdem mehren sich nach drei Jahren die Gerüchte, weil im Dorf seltsame Dinge passieren: Gisaburo erscheint den

Dorfbewohnern im Traum, und nachts ist das Glöcklein seines Karrens zu hören. Schliesslich erscheint der Tote auch der Tochter und Seki, verlangt von ihr zu trinken, schweigt aber immer, auch in den Träumen der anderen. Toyoii vermutet, dass Gisaburo Seki nicht verraten will, weil er sie noch immer liebt. Angst und Gewissensbisse peinigen das Mörderpaar, und vergeblich schüttet Toyoii Körbe voll Laub in den Brunnen, damit die Tat samt der Leiche nicht zum Vorschein kommt: Immer mehr sehen sie sich in die Enge getrieben, besonders als die Polizei sich des Falles annimmt. Es nützt ihnen auch nichts, dass Toyoii den Sohn der Herrin des Dorfes umbringt, in dem er einen Mitwisser des Verbrechens vermutet. Als sich der Verdacht zur Gewissheit verstärkt, werden Seki und Toyoii verhaftet und gefoltert, bis sie ihre Verbrechen gestehen. Weitere Jahre vergehen, da entsteht ein neues Gerücht: Das vom Dorf bereits vergessene Paar soll hingerichtet worden sein ...

«Ai no corrida» (Im Reich der Sinne; vgl. ZOOM–FB 7/78, Seite 5 ff.) und «Ai no borai» (Im Reich der Leidenschaft) bilden eine Art Diptychon, ein zweiflügeliges Bild, das eine ähnliche und doch sehr verschiedene Geschichte schildert. Beidemal ist es die Erzählung von einer tödlichen Leidenschaft, die auf einem wirklichen Geschehnis beruht, das in einer zurückliegenden Epoche stattgefunden hat, als die japanische Gesellschaft noch relativ statisch und geschlossen war. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Filmen besteht – etwas vereinfacht gesehen – darin, dass Nagisa Oshima im ersten Film mehr die Dinge des Körpers, im zweiten mehr den seelischen Bereich zeigt. In «Ai no corrida» ist das Paar nur mit sich selber beschäftigt, es genügt sich selbst und verzehrt sich, um eine alles verzehrende Leidenschaft zu sättigen. Durch nichts lassen sie sich von ihrem Ziel abbringen, die physische Wollust bis an die letzte Grenze, bis in den Tod hinein, auszukosten. Das Geschehen vollzieht sich in verschiedenen, kaum möbelierten Zimmern, die zusammen eine künstliche Umwelt im Zeichen der Wollust bilden. Ganz anders in «Ai no borai»: Seki und Toyoii leben in rustikalen Hütten inmitten einer üppigen Natur. Ihre Leidenschaft erscheint als ein Teil dieser Natur. Sie sind ihr verfallen und werden nach ihrer

Freveltat von ihr heimgesucht. Denn auch der Geist Gisaburos ist in diese Natur eingebettet, er steigt heraus aus dem Nebel, dem Wasser und dem Schnee. Nagisa Oshima erklärte in einem Interview: «Die beiden Liebenden leben in Angst, weil sie sich ständig durch die Natur bedroht sehen. Ich denke, hier ein ursprüngliches Bild der 'condition humaine' gezeichnet zu haben. In diesem Sinne geht mein neuer Film tiefer als 'Im Reich der Sinne' bis zu den Wurzeln des Lebens zurück. Die Liebenden scheinen durch ihren sexuellen Trieb in die Hölle gestürzt zu werden, aber – nach mir – ist es das Dröhnen der Erde, das Murmeln des Windes, das Wispern der Bäume, der Gesang der Vögel und Insekten, kurz – es ist die Natur insgesamt, die das Paar auf seinen Abstieg zur Hölle führt. Und das Gespenst selber unterscheidet sich nicht von dieser Natur. Weder Sex noch Liebe haben einen Sinn, ja das Leben selbst hat keinen. Und wenn es keinen Sinn hat, ist es da nicht eine Hölle? Darum beschränke ich mich darauf, dieses sinnentblösste Leben darzustellen und vorzuführen, diese Hölle, die – für mich – immer schön bleibt.»
Diese Sätze dürften der Schlüssel sein zu Oshimas letzten beiden Filmen. Sie definieren präzis seinen philosophisch-künstlerischen Standpunkt, der dem Menschen jede Bestimmung und Berufung, die über ihn selber und die Schöpfung hinausweist, abspricht. Hier, in dieser Absolutsetzung des Menschen und der Natur, hat eine christlich inspirierte Kritik einzusetzen, die sich Oshimas Sicht vom Menschen und seinem Tun nicht zu eigen machen kann. Diese Einschränkung gemacht, bleibt «Ai no borai» ein Film von überwältigender, wenn auch etwas kühl-kalkulierter optischer Schönheit, die ganz in der Tradition klassischer japanischer Filme (etwa so verschiedener wie Masaka Kobayashis «Kwaidan», 1964, und Kaneto Shindos «Onibaba», 1964) steht. Erzählstil und Bildsprache sind klassizistisch gebändigt, nach ästhetischen Gesichtspunkten streng komponiert und distanzierend. Die sinnliche Ekstase glimmt mehr als sie lodert – ganz im Gegensatz zum exhibitionistischen «Ai no corrida». Die Liebestragödie ist zugleich eine mystisch gefärbte Geistergeschichte; die sexuelle Leidenschaft verkommt in Frustrationen, und das Schicksal des Paares wird – von Oshima wahrscheinlich unbeabsichtigt – für den europäischen Zuschauer zu einem Drama von Schuld und Sühne – allerdings ohne jede Hoffnung auf Erlösung.

Franz Ulrich

Wo bleibt «Paul Irniger»?

jp. Mit einer einstweiligen richterlichen Verfügung ist die Ausstrahlung der Hörfolge «Paul Irniger» im Oktober 1978 verhindert worden (vgl. ZOOM-FB 22/78). Im «summarischen Schnellverfahren» hat das Zürcher Obergericht über den betreffenden Rekurs von Radio DRS nach fünf Monaten noch nicht entschieden. Zu gegebener Zeit wird *ZOOM-Filmberater* seine Leser ausführlicher über die Hintergründe dieser Angelegenheit ins Bild setzen können.

Europäische Hilfswerke und Dritte-Welt-Film

Cameco. Das Filmschaffen afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Autoren stand im Mittelpunkt einer internen Veranstaltung für Sachbearbeiter und Verantwortliche kirchlicher Hilfswerke westeuropäischer Länder, die Mitte Mai in Aachen stattgefunden hat. Das Treffen wurde von CATHOLIC MEDIA COUNCIL, Publizistische Medienplanung für Entwicklungsländer, dem Fachbüro der Hilfswerke im Bereich der Kommunikationsmittel in Aachen organisiert. Hauptreferent des Treffens war Ambros Eichenberger, Vizepräsident des Internationalen katholischen Filmbüros (OCIC) und Leiter des Filmbüros der Schweizerischen Katholischen Filmkommission in Zürich. Nach einer Darstellung über die allgemeine und besondere Situation des einheimischen Filmschaffens, speziell in Afrika und Asien aber auch in Lateinamerika, ging es vor allem um die Frage, wie die Kirche dieses Filmschaffen, welches stark zur Selbstfindung eines Volkes beiträgt, fördern kann.